

Nr. 25. Bromberg, den 21. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(8. Fortsetzung.)

Kurt von Rhaden kam aus der Orangerie und ging durch den holländischen Garten nach seiner Werft hinüber.

Über dem See brauten noch die letzten Morgennebel und dampften in sonnendurchleuchteten Schwaden gleich purpurnen Opferfeuern, Durchblick für Durchblick entschleiernd.

Ein Tag voll Glanz und Glut war wieder über Neudietersdorf aufgegangen, als sei die ganze Welt nur ein einziges Märchen von Schönheit und Glück. — —

Kurt sprach mit seinem Mechaniker, der am Eingange des Bootsschuppens an einem Motor herumhämmerte, und wandte sich dann nach kurzem Verweilen wieder dem Parke zu.

Er sah abgespannt und müde aus; die innerliche Erregung, die ihn schon seit Tagen ruhelos umhertrieb, ließ sein tiefgebräuntes Gesicht heute fahl und blaß erscheinen.

Ein großer Trauermantel flog ihm in haarscharfen Zickzacklinien gleichsam als ein Wegweiser voran, bis er in jähem Fall in einer der bunten Blumeninseln der taufgen Parkwiesen ertrank.

Zuweilen trat die graue Masse des Schlosses ernst und wuchtig zwischen hohen Baumgruppen hervor.

Dann lenkte die Straße wieder zum See hinab; ein kleiner Kanalarm tauchte plötzlich im Unterholz auf, von einer ungefügen Bohlenbrücke überspannt.

Durch einen schmalen Durchschau leuchtete der weiße Saum des Badestrandes, von dem ein luftiger Gittersteg bis zu dem schmucken hölzernen Badehäuschen weit ins Wasser hinausgebaut war. — —

Kurt nahm den Hut vom Kopf und bot seine Stirn dem frischen Anhauch des Morgenwindes.

Eine qualvolle Nacht lag hinter ihm.

Er hatte am Abend zuvor vergeblich versucht, Sibylle noch einmal zu sprechen, und war dann bis zum ersten Morgengrauen plan- und ziellos im Park herumgeirrt.

Immer wieder waren seine Gedanken in jene Zeit zurückgekehrt, da er vor kaum zwei Monaten nach Neudietersdorf gekommen war.

Er hatte anfangs lange geschwankt, ob er der Einladung seines Vetters auf seine schlesischen Güter entsprechen sollte; eine dunkle Stimme hatte ihn davor gewarnt, die Ruhe seines Herzens von neuem aufs Spiel zu setzen.

Und dann war er doch gekommen, wie von einem unwiderstehlichen Zwange getrieben.

Und all sein Stolz, alle seine gewollte verächtliche Zurückhaltung von dem Weibe, das ihn einst um schnöden Geldes willen verraten hatte, sie war wie der Schnee vor der Märzensonne von einem einzigen Blick ihrer Augen in ein Nichts geschwunden.

Ganz deutlich stand der wundervolle Maiabend seiner Ankunft in Neudietersdorf auf einmal wieder vor ihm.

Die mondüberblaute Terrasse des alten Schlosses.

Rote Lampen über weißen Korbsesseln.

Und inmitten der lärmenden, weinfrohen Gästeschar das lockende Gesicht der Frau, der einst die holdeste, berauschendste Zeit seines Lebens gehört hatte, die er mehr denn je als die Ergänzung seines Selbsts empfand, nach der seine reife Mannheit schon so lange in heimlicher Sehnsucht verlangt hatte.

Und eine Reihe unvergeßlicher Frühlingsabende war jenem ersten Abend gefolgt, Tage so voll Seligkeit und Wonne, daß sie ihm in der Rückschau der Erinnerungen gleichsam wie ein einziger glücklicher Sonnentag erschienen.

Er fühlte tiefinnerlich, daß alles, was in seinem Herzen so lange in halber Erstarrung geschlummert hatte, auf einmal zu neuem, quellendem Leben erwacht war; es schien ihm oft, als ob sein Leben erst wieder an jenem Tage anknüpfte, da Sibylle einst von ihm gegangen war, daß er mit ihr überhaupt erst wieder lebte, nie vordem gelebt hatte.

Vergebens hatte sich sein ritterlicher Sinn immer wieder gegen den Verrat empört, den er an dem Vertrauen des arglosen, väterlichen Freundes beging.

Wie in einem Frühlingssturm war ihre Liebe endlich in einer Schicksalsnacht zusammengebrandet, und alles, was an Vernunft und Widerstand in ihm gewesen war, es war untergegangen in den Flammen einer großen, alles verzehrenden unentrinnbaren Leidenschaft. — —

Jetzt schimmerte der See unter den silbergrauen Buchenstämmen fast greifbar nahe zu ihm herüber.

Ein frischer Wasserduft kam durch das Unterholz.

Wie ein übermütiger Junge stürmte Kurt, die quälenden Gedanken gewaltsam von sich abschüttelnd, plötzlich die Uferböschung hinab.

Und dann stand er hochaufatmend in der Morgeneinsamkeit des stillen Badestrandes und trank mit entzückten Augen das wundervolle Landschaftsbild, das sich wie ein verzaubertes Ostseemärchen um ihn breitete.

Sonne und Wasser und weißer Sand.

Buchengrün und blauer Himmel, wie ein zartes, lose verschwebendes Seidenzelt bis zu den weißgetuschten Schatten der fernen Uferwälder hinüberdämmernd. — —

Kurt zog die Uhr.

Halb neun!

Ob Sibylle schon zum Baden gekommen war?

Sein Blick ging suchend in die Weite des Sees, über dem die Sonne in blaßgoldenen Blitzen zuckte, unstet und flüchtig wie der Flatterflug eines Falters.

Ein winziger roter Punkt tanzte ganz in der Ferne auf den glitzernden Wellen auf und nieder.

Sibylles Badekappe.

Sie war also noch draußen auf dem Wasser und konnte ihm bei der Rückkehr zum Ufer nicht entrinnen. — —

Klaus kam den Steg bis zum Ende des Badehäuschens entlang und ließ sich hier auf einer Bank der kleinen Seitengalerie nieder.

Es war ganz still ringsum.

Die Luft hing dunstschwer, regungslos.

Eine Gabelweihe stand hoch oben an dem blauen Flimmerhimmel und stieß dann plötzlich wie ein Stein zum Wasser hinab. — —

Da rauschte es auf einmal zur Seite des Badehäuschens laut auf.

Eine anmutige, weibliche Gestalt in knappem, schwarzem Badeanzug schwamm in raschen Stößen zum Ufer.

Jetzt hatte Sibylle den Steg erreicht und griff mit beiden Händen nach dem Geländer, um sich daran in die Höhe zu ziehen.

Noch einmal sank sie, an dem feuchten Holz abgleitend, in die grünblaue Flut hintenüber, wie eine Seejungfrau, die in ihr mütterliches Element zurückkehrt.

Dann wurde das kecke Rot der Kappe und das kühle

Weiß der emportauchenden Arme in der schillernden Tiefe von neuem sichtbar.

In der nächsten Sekunde schwang sich Sibylle gewandt auf den Steg hinauf und warf sich der Länge nach auf die sonnenglühenden Holzplanken.

„Guten Morgen“, sagte sie, die Arme unter dem Kopf verschränkend und in wohliger Ermattung die schlanken Glieder dehnend.

Ein ganz leises, ironisches Lächeln stand um den leichtgeöffneten Mund, in dem die Zähne schimmerten wie weiße Kerne in einer Scharlachfrucht. — —

Kurt hatte sich halb erhoben und lüftete seinen Strohhut.

Wie durch einen Nebel sah er den wundervoll reifen und doch wieder fast kindhaft schmalen Körper der jungen Frau, den die Sonne mit einem Mantel von flimmerndem Licht umhüllte.

„Ich bemühe mich schon seit zwei Tagen vergebens, dich allein zu sprechen!“

Sibylle zuckte die Achseln.

Ich weiß es, und ich finde es nicht gerade sehr taktvoll, daß du nach dem, was ich dir neulich erklärt habe, deine Verfolgungsabsichten noch immer nicht aufgegeben hast!“

„Du verwechselst die Begriffe!“ war die Antwort. „Von einer Verfolgung kann nicht die Rede sein. Du suchst dich mir zu entziehen. Obwohl du so gut wie ich weißt, daß wir beide zusammengehören!“

Eine Falte des Unmuts erschien zwischen Sibylles feingezeichneten Brauen.

„Laß doch endlich die alten Geschichten, Kurt! Ich habe dir meine Ansicht, glaube ich, hinreichend deutlich zu verstehen gegeben. Ich bin nicht frei geworden, um sogleich wieder eine neue Fessel auf mich zu nehmen!“

„Ich bedaure, mich so in deinem Charakter getäuscht zu haben!“

Sibylle sandte einen verschleierten Blick zum Himmel empor.

„Was heißt Charakter?“ sagte sie dann leichthin. „Ich habe dir gegeben, was ich dir geben konnte. Das ist jetzt vorbei! Für immer! Es tut mir leid, aber du scheinst auch meine Liebesfähigkeit zu überschätzen!“

„So ganz vielleicht doch nicht!“ war die bittere Entgegnung. „Denn ich gehe wohl in der Annahme nicht fehl, daß ich in der Person deines neuen Sekretärs bereits einen glücklicheren Nachfolger erhalten habe.“

Ein feines Rot stieg Sibylle in die Schläfen.

„Es liegt sich hier so schön in der Sonne“, sagte sie, sich halb aufrichtend. „Aber wenn du geschmacklos wirst, muß ich diese an sich schon wenig erquickliche Unterhaltung beenden.“ — —

Mit einem Sprunge war Kurt auf den Füßen und packte sie fast gewaltsam an der weichen Schulter.

„Du bleibst!“ stieß er atemlos hervor. „Treibe mich nicht zum Äußersten!“

Es lag ein so drohender Ausdruck in seinem totblassen Gesicht, daß Sibylle unwillkürlich zurückzuckte.

Sie kreuzte die Arme von neuem im Nacken und sah unter den halbgeschlossenen Lidern in die grüne Wildnis der Geranien, die das Geländer der Galerie und die Wände des Badehäuschens in üppiger Überfülle umrankten.

Geraume Zeit herrschte ein gespanntes Schweigen.

Schillernde Schwebefliegen standen allenthalben in der unbewegten Luft.

Zuweilen sprang ein Fisch im See.

Langsam rundeten sich im Wasser große Kreise. — —

Wie lange denkst du diese unwürdige Belagerung eigentlich noch fortzusetzen?“ nahm Sibylle endlich wieder das Wort. „Fühlst du denn gar nicht, wie lächerlich du dich mit deiner Eifersucht machst. Was willst du eigentlich von mir?“ schloß sie dann, ungeduldig mit den schlanken Beinen zappelnd.

„Ich verlange von dir eine bündige Antwort, wie du unsere künftigen Beziehungen gestalten willst. Ich kann von dir nicht lassen, Sibylle! Ich gehe zugrunde, wenn ich dich von neuem verliere. Denke daran, was uns verbindet, wie wir aneinander geschmiedet sind durch gemeinsame Schuld.“

Wie ein Ruck ging es durch den Körper der jungen Frau.

„Das sind Romanphrasen! Ich fühle mich nicht schuldig an dem Tode meines Mannes. Ich weiß nichts von ihm, ich will auch nichts mehr von ihm wissen. Das liegt alles schon so weit hinter mir. Um dein eigenes Gewissen zu entlasten, suchst du nach einem Mitschuldigen!

Laß mich!“ brach sie dann auf einmal leidenschaftlich aus. „Zwischen uns ist alles zu Ende. Ich kann dein Gesicht nicht mehr sehen, deine Stimme nicht mehr hören. Was habe ich dir getan, daß du mich immer wieder mit diesen Gespenstern der Vergangenheit quälst?“ — —

Mit zusammengebissenen Zähnen starrte Kurt auf das junge Weib.

Das Blut brauste ihm in den Schläfen.

Sein Blick senkte sich tief in die Linien des süßen Gesichtes mit den dunklen Märchenaugen, die so viel versprochen und so wenig gehalten hatten. — —

„Sibyll!“ sagte er endlich, die steigende Erregung mühsam meisternd. „Ich danke dir für deine Offenheit. Denn nun weiß ich wenigstens, woran ich bin: Daß du meinst, mich fortschieben zu können wie einen lästigen Bettler. Weil du mich wehrlos glaubst. Und doch bin ich es, der dich vollkommen in der Hand hat. Bis jetzt habe ich geschwiegen, aber nun sollst du wissen, daß ein Wort von mir genügt, um dir all das wieder zu nehmen, was du für dein hältst, was der Inbegriff deines Lebens ist, deinen Reichtum und deine Freiheit.“

Mit einem hochmütigen Blick sah sie an ihm vorbei.

„Du langweilst mich, mein Freund. Gib mir den Weg frei. Wir haben uns nichts mehr zu sagen.“

„Ich bin sofort am Ende“, war die Antwort. „Du entsinnst dich vielleicht, daß das Testament deines Gatten nach seinem Tode verschwunden war. Ich kann dir verraten, daß es nicht nur verschwunden ist. Dein Gatte hat es am Vorabend seines Todes selbst vernichtet.“

„Kurt!“

Sibylle hatte sich halb aufgerichtet, eine dumpfe Angst saß ihr würgend in der Kehle.

„An jenem Abend,“ fuhr Kurt ruhig fort, „hat dein Gatte aber noch mehr getan. Er hat ein anderes Testament aufgesetzt, das dich wegen Erbunwürdigkeit von der Erbschaft vollständig ausschließt.“ —

Er hielt einen Augenblick beobachtend inne, dann schnitten seine erbarmungslosen Worte wieder wie mit Messerschärfe durch die lastende Stille.

„Und Fräulein Lore zur alleinigen Erbin Neudietersdorfs bestimmt.“

„Und wo befindet sich dies Testament?“ fragte Sibylle nach einer langen, bangen Pause, und ihre Stimme klang ihr selber fremd und fern.

„Am Abend unserer Hochzeit wird es in deinen Händen sein. Bis dahin behalte ich es in sicherem Gewahrsam.“ —

Wie lange Sibylle in einem Zustand dumpfer Betäubung gelegen hatte, sie wußte es nicht.

Eine plötzliche, ganz unfaßliche, herzlähmende Schwäche war auf einmal über sie gekommen.

Und immer hämmerte der gleiche Gedanke durch ihr schmerzendes Hirn.

Das Spiel ist aus.

Das gleißende Glück der großen, prangenden Welt, das du schon so sicher zu halten gewähnt hattest, es ist dir wieder entglitten wie Wasser, das dir in der Hand zerrinnt.

Als sie endlich wieder auffsah, war sie allein.

Sie richtete sich mühsam an dem Geländer des Stegs in die Höhe und tastete sich zum Badehäuschen hinüber.

In der kühlen, grünlichen Dämmerung des kleinen Raumes sank sie dann schwer auf eine Bank.

Sie fühlte sich wie gelähmt, daß sie kaum das dünne Gewebe des seidenen Trikots abzustreifen vermochte und lange Zeit in gedankenloser Starre das neckische Spiel zweier Sonnenkringel beobachtete, die sich irgendwo durch eine Ritze hereingestohlen hatten.

Lore die Erbin von Neudietersdorff!

Verloren der Einsatz ihrer Jugend und sieben langer, liebeleerer Ehejahre, wenn sie sich nicht jenem unerbittlichen Mann ergab, den sie in diesem Augenblick haßte, aus tiefster Seele haßte, daß ihr die ohnmächtige Wut fast die Tränen in die Augen trieb. — —

Mechanisch schlüpfte sie endlich in ihre Kleider und trat wieder in den Sonnenbrand des Steges hinaus.

Wie grelle Blutlachen lagen die roten Geranienblüten allenthalben auf dem hellen Bretterboden.

Sibylle schauderte leise zusammen.

Wie ein drohender Schatten stand auf einmal das Bild eines toten Mannes vor ihrem geistigen Auge, aus dessen zerfetztem, zerschmettertem Hals ein Quell roten Lebensblutes auf den grünen Moosteppich des Waldes hinüberströmte.

*

Das Wetter war im Laufe der Nacht umgeschlagen.

Als Walter Ralff in der Morgenfrühe des anderen Tages aus dem Schlafe fuhr, schaute ein grauer, wolkenverhangener Himmel trübe herein.

Mit einem unterdrückten Fluch stieß er das Fenster weit auf und machte sich dann leise seufzend an seine stets etwas umständliche Toilette.

Der Amtsrat hatte ihm auf seinen besonderen Wunsch, um den Damen durch seine Anwesenheit so wenig wie möglich lästig zu fallen, eine leerstehende Elevenwohnung im Inspektorhaus angewiesen, die ebenso durch ihre ländliche Einfachheit wie durch völlige Ungeniertheit ausgezeichnet war.

„Eine Legion von Schlingeln hat hier schon ihr Unwesen getrieben", hatte der alte Herr bei der Einführung in die kleinen, aber blitzsauberen Räume lachend bemerkt, und auch jetzt erinnerten noch eine zerlesene Broschüre über die Zukunft der Rapsdrillmaschine und ein Wegweiser durch das nächtliche Berlin, die auf einer kleinen Bücherschwinge über dem schwarzen Glanzledersofa im Verein mit einem halben Dutzend leerer Zigarrenkisten ein Dasein der Vergessenheit führten, an den landwirtschaftlichen Charakter ihrer Ureinwohner.

Als Hauptschmuck des Schlafzimmers prangte über dem Waschtisch ein schön bedruckter Wachstuchschoner, den Fräulein Sperling noch am Abend vor Walters Ankunft heimlich eingeschmuggelt hatte und der mit seiner sinnigen Inschrift:

„Willst du gut gewaschen sein,
So halte dein Gewissen rein"

gleichermaßen zu körperlicher wie seelischer Reinheit ermahnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Maske.

Etwas aus ihrer Geschichte.

Man will nicht gekannt werden! — Anzügliches von alten Tiermasken. — Die Kultur der Maske. — Maskenpsychologie.

Es ist im Menschen ein Drang vorhanden, hie und da einmal seine Persönlichkeit abzustreifen und sich in das Gewand des großen Unbekannten zu hüllen, der tun und lassen kann, was er will, ohne daß er hinterher mit seiner Persönlichkeit für seine Handlungen einzustehen hat. Unser Bekanntenkreis legt uns Verpflichtungen auf, von denen wir wenigstens für ein paar Augenblicke hin und wieder einmal frei sein möchten. So entstand die Maske.

Nicht die Schauspielkunst war es, die die Maske erfand — sie benutzte sie nur für ihre Zwecke, nachdem sie längst erfunden war — sondern aus dem Leben heraus ist sie entstanden. Schon die ältesten Überlieferungen wissen davon zu erzählen. Was war die sagenhafte Tarnkappe anders als eine Maske, hinter sich das Antlitz versteckte? Und die Mummereien und Verkleidungen, von denen schon in den ältesten Chroniken berichtet wird, sie waren stets, so liest man aus den Berichten heraus, mit dem Bestreben verbunden, einmal die Verantwortlichkeit von sich abzuwerfen und sich hemmungslos in den verführerischen Trubel des Daseins zu werfen.

Zunächst Eigentum der unteren Volksschichten, eine derbe Art der Volksbelustigung, fand die Maske bald auch Eingang in den vornehmeren Kreisen. Im 14. und 15. Jahrhundert bereits fanden, besonders um die Fastnacht, Maskenfeste statt, die den unsrigen ähnlich waren. Und auch die Maskentypen, die es damals gab, entsprachen mitunter in etwas schon den unserigen: Narren traten auf, Könige, Mönche, Bauern, Teufel. Die herrschende Mode jener Zeit aber waren Tiermasken: Störche, Gänse, Bären, Affen, Löwen, Esel. Es tanzten dazumal also, um mit einem alten Schriftsteller zu reden, ungeheure Löwen-, Bären-, Eselsköpfe mit weiblichen Störchen, Gänsen, Amseln von ebenso ungeheurer Schnabellänge — sollte man nicht annehmen, daß diese Menschen erkannt hatten, was sie in Wirklichkeit waren? Denn wer will bestreiten, daß der Mann entweder ein Esel mit langen Ohren oder ein Stier mit kurzen Hörnern ist, die Frau aber eine Störchin mit langem oder eine Gans mit breitem Schnabel ist?

Die Kostümierung kam bei der Maskierung dazumal über schüchterne Anfänge nicht hinaus. Man begnügte sich meist damit, über den Kopf jene ungeheure Tiermaske zu stülpen, die aus dicker Pappe, wohl auch aus dünnem Holz oder auch aus Blech gefertigt war, und trug im übrigen die gewöhnlichen Festtagskleider.

Dann fing die Kultur der Maske an. Die starren, unförmlichen, aufgesetzten Papplarven verschwanden und machten der kleinen, nur noch die Augen und die untere Gesichtshälfte verhüllenden Gesichtsmaske Platz, wie sie auch heute noch mitunter getragen wird. Daneben begann die „Maske" im weiteren Sinne die ganze Persönlichkeit zu erobern. Der ganze Maskenträger von Kopf zu Fuß wurde der Idee tributpflichtig, die er verkörpern wollte, die Kostümierung wurde ein wesentlicher Bestandteil der Maskierung. Die Herren und Damen des Rokoko stellten mit Vorliebe Schäfer und Schäferinnen dar oder sonstige Figuren eines erträumten idyllischen Zeitalters: griechische Götter und Göttinnen, Nymphen, Nixen, Faune und Bacchanten. Daneben begegnen in der Zeit des Barock derbere Figuren des Alltaglebens: August der Starke von Sachsen und Polen stellte mit Vorliebe einen Gastwirt dar, der auf höchst realistische Weise sein Handwerk auszuüben wußte und auch einem ganz ernsthaften Raufhandel nicht aus dem Wege ging.

Aber eine Kunst verstand man damals noch nicht: das Antlitz, auch ohne eine davorgesetzte Larve, aus sich heraus zu einem Abbild der Idee, die man verkörpern wollte, zu machen; diese Kunst, die die heutige Schauspielkunst bis zur Virtuosität durchgebildet hat und die auch auf die heutige Maskenkunst Einfluß gewonnen hat. Wir brauchen heute keine Pappmaschee-Larven mehr, um uns unkenntlich zu machen; ein paar Schminkstriche, eine neuartige Frisur, ein falscher Bart genügen. Und was vor allen Dingen dazukommen muß: das Gefühl, daß man ein anderer ist. Es grenzt ans Wunderbare, wie das bloße Bewußtsein, jemand anders vorstellen zu wollen und zu müssen, das Bewußtsein, aus der gewöhnlichen Sphäre des Lebens herausgehoben zu sein, das Menschenantlitz zu wandeln vermag. Jedem von uns sind sicherlich schon Fälle vorgekommen, wo wir einem Bekannten im Augenblick einer besonderen Seelenregung ins Gesicht sahen und staunend wahrnehmen mußten, daß er ein anderer war als sonst. Die Seele schafft das Antlitz, schafft sich den Körper. Wo ein Mensch sich innerlich als einer anderen, neuen Sphäre angehörend empfindet, wo er sein tägliches Sein abgestreift hat und einem ungewöhnlichen Erleben nachgeht, da trägt er schon deshalb eine Maske, auch wenn seine Augen frei in die blendende Helligkeit der Säle schauen. Die Maske ist — ein Anderssein! Dr. E. K.

Die künstliche Orgel.

Von Volkmann-Leander.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal ein sehr geschickter Orgelbauer, der hatte schon viele Orgeln gebaut, und die letzte war immer wieder besser als die vorhergehende. Zuletzt machte er eine Orgel, die war so künstlich, daß sie von selbst zu spielen anfing, wenn ein Brautpaar in die Kirche trat, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte. Als er diese Orgel vollendet hatte, besah er sich die Mädchen des Landes, wählte sich die Frömmste und Schönste und ließ seine eigene Hochzeit zurichten.

Wie er aber mit der Braut über die Kirchenschwelle trat, und Freunde und Verwandte in langem Zuge folgten, jeder einen Strauß in der Hand, war sein Herz voller Stolzes und Ehrgeizes. Er dachte nicht an seine Braut und nicht an Gott, sondern nur daran, was er für ein geschickter Meister sei, dem niemand es gleichtun könne, und wie alle Leute staunen und ihn bewundern würden, wenn die Orgel von selbst zu spielen begönne. So trat er mit seiner schönen Braut in die Kirche ein — aber die Orgel blieb stumm.

Das nahm sich der Orgelbaumeister sehr zu Herzen, denn er meinte in seinem stolzen Sinne, daß die Schuld nur an der Braut liegen könne und daß sie ihm nicht treu sei. Er sprach den ganzen Tag über kein Wort mit ihr, schnürte dann nachts heimlich sein Bündel und verließ sie.

Nachdem er viele hundert Meilen weit gewandert war, ließ er sich endlich in einem fremden Lande nieder, wo niemand ihn kannte und keiner nach ihm fragte. Dort lebte er still und einsam zehn Jahre lang; da überfiel ihn eine namenlose Angst nach der Heimat und nach der verlassenen Braut. Er mußte immer wieder daran denken, wie sie so fromm und so schön gewesen sei, und wie er sie so böswillig verlassen. Nachdem er vergeblich alles getan, um seine Sehnsucht niederzukämpfen, entschloß er sich, zurückzukehren und sie um Verzeihung zu bitten.

Er wanderte Tag und Nacht, daß ihm die Fußsohlen wund wurden, und je mehr er sich der Heimat näherte, desto stärker wurde seine Sehnsucht, und desto größer seine Angst, ob sie wohl wieder so gut zu ihm sein werde, wie in der Zeit, wo sie noch seine Braut war. Endlich sah er die Türme seiner Vaterstadt aus der Ferne im Sonnenschein blitzen. Da fing er an zu laufen, was er laufen konnte, so daß die Leute hinter ihm her den Kopf schüttelten und sagten: „Entweder ist's ein Narr oder er hat gestohlen." Wie er aber in das Tor der Stadt eintrat, begegnete ihm ein langer Leichenzug. Hinter dem Sarge her gingen eine Menge junger Leute, welche weinten.

„Wen begrabt ihr hier, ihr guten Leute, daß ihr so weint?" —

„Es ist die schöne Frau des Orgelbauers, die ihr böser Mann verlassen hat. Sie hat uns allen so viel Gutes und Liebes getan, daß wir sie in der Kirche beisetzen wollen." —

Als er dies hörte, entgegnete er kein Wort, sondern ging still gebeugten Hauptes neben dem Sarge her und half ihn tragen. Niemand erkannte ihn. Weil sie ihn aber fortwährend schluchzen und weinen hörten, störte ihn keiner, denn sie dachten: Das wird wohl auch einer von den armen Leuten sein, denen die Tote bei Lebzeiten Gutes erwiesen hat.

So kam der Zug zur Kirche, und wie die Träger die Schwelle überschritten, fing die Orgel von selbst zu spielen an, so herrlich wie noch niemand eine Orgel spielen gehört. Sie setzten den Sarg vor dem Altare nieder und der Orgelbaumeister lehnte sich still an eine Säule daneben und lauschte den Tönen, die immer gewaltiger anschwollen, so gewaltig, daß die Kirche in ihren Grundpfeilern bebte. Die Augen fielen ihm zu, denn er war sehr müde von der weiten Reise; aber sein Herz war freudig, denn er wußte, daß ihm Gott verziehen habe. Und als der letzte Ton der Orgel verklang, fiel er tot auf das steinerne Pflaster nieder. Da hoben die Leute die Leiche auf, und wie sie inne wurden, wer er sei, öffneten sie den Sarg und legten ihn zu seiner Braut. Und wie sie den Sarg wieder schlossen, begann die Orgel noch einmal ganz leise zu tönen. Dann wurde sie still und hat seitdem nie wieder von selbst geklungen.

Genialität.

Von Fri=Ma=Zet.

Nach Königsberg kam ein dichterisch begabter Jüngling, der den Ehrgeiz hatte, Goethe zu übertrumpfen, Schiller in den Schatten zu stellen und so sein Licht leuchten zu lassen in den Annalen der Literatur für ewige Zeiten. Er begann damit, einen Reim auf Mensch zu finden, was bekanntlich nicht einmal Goethe gelungen ist. Man müßte denn das Wort Lam=pensch=irm „künstlerisch" verwerten!

Er grübelt jede freie Stunde, die ihm die kleinen Mädchen, die großzügig an seine „Berufung" glauben, der Schlaf und das Lesen moderner Klassiker ließen, über das passende Reimwort nach.

Eines Tages nun prallte er, ganz in Grübeln versunken, gegen einen Eingeborenen.

„Mansch!" brüllte der und legte ihn mit einem rechten Schwinger auf den Bürgersteig.

Der poetisch begabte Jüngling aber erhob sich höchst beglückt, raste nach Hause und begann sein erstes Werk im höchsten Tempo zu schreiben. Es wurde ein sogenannter „Bandwurm" und hatte schon im ersten Teil nur 92 Strophen. Und die erste lautete also:

> Die Erde war ein großer Pansch,
> Als Gott der Herr sich zu ihr neigte.
> Und er erschuf zuerst den Mansch,
> Womit er höchste Kraft erzeigte.

Diesen also beginnenden Teil sandte er der Schriftleitung einer ernsthaften Zeitschrift ein — nicht etwa einem Witzblatt, denn sein Talent zum unfreiwilligen Humor hatte er scheinbar noch nicht entdeckt.

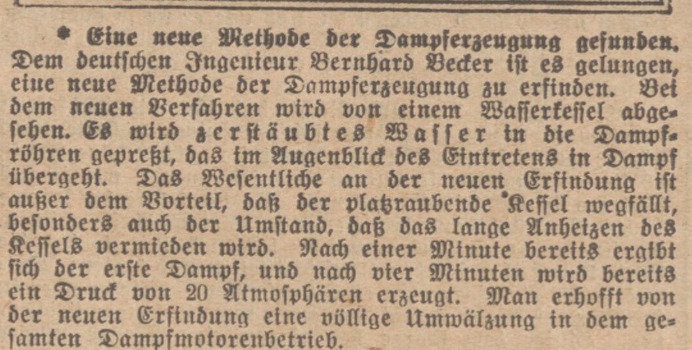
Prompt kam folgende Antwort:

„Sehr geehrter Herr Mansch!

Panschen Sie ruhig weiter, aber verschonen Sie diese fruchtbare Erde, den lieben Gott, die Schriftleitungen und die zivilisierten Zeitgenossen."



Bunte Chronik



* **Eine neue Methode der Dampferzeugung gefunden.** Dem deutschen Ingenieur Bernhard Becker ist es gelungen, eine neue Methode der Dampferzeugung zu erfinden. Bei dem neuen Verfahren wird von einem Wasserkessel abgesehen. Es wird **zerstäubtes Wasser** in die Dampfröhren gepreßt, das im Augenblick des Eintretens in Dampf übergeht. Das Wesentliche an der neuen Erfindung ist außer dem Vorteil, daß der platzraubende Kessel wegfällt, besonders auch der Umstand, daß das lange Anheizen des Kessels vermieden wird. Nach einer Minute bereits ergibt sich der erste Dampf, und nach vier Minuten wird bereits ein Druck von 20 Atmosphären erzeugt. Man erhofft von der neuen Erfindung eine völlige Umwälzung in dem gesamten Dampfmotorenbetrieb.

*

* **Über 15 Millionen Automobile in den Vereinigten Staaten von Amerika.** Nach der von dem Straßenamt der Vereinigten Staaten veröffentlichten Statistik hat es im Jahre 1924 in der Union 15 552 077 Automobile gegeben, wovon 13 645 726 Personenwagen, 1 831 405 Lastkraftwagen und 74 946 Automobilomnibusse waren. Da die Vereinigten Staaten nach der Volkszählung (vom Jahre 1920) 105 Millionen Einwohner haben, entfällt auf jeden siebenten Einwohner ein Automobil. Die Einnahmen aus dem Automobilverkehr (Führerschein, Registraturgebühren und Zulassungsscheine) betrugen im ersten Halbjahr 1924: 199 Millionen Dollar. Von diesen wurden 80 Prozent zur Erhaltung und zum Ausbau der Straßen verwandt, die unter dem Automobilverkehr stark leiden. Zu dem gleichen Zweck dient die Benzinsteuer, die in fast allen Unionstaaten besteht.

*

* **U. S. A. zahlt noch Pensionen aus dem Kriege 1812.** Wie wir in der Neuyorker Wochenschrift „The Nation" lesen, zahlen die Vereinigten Staaten noch Pensionen an 33 Kriegswitwen aus dem Kriege von 1812! Wie ist das möglich? Es sind Witwen von Kriegsteilnehmern aus jener Zeit, die erst lange nach dem Kriege geheiratet haben, als sie selbst schon sehr alt, ihre Auserkorenen aber gleichzeitig noch sehr jung waren. Die Vereinigten Staaten zahlen auch in diesen Fällen Witwenpension. Der letzte Ehemann, welcher seiner Frau auf diese Weise eine lebenslängliche Versorgung gesichert hatte, starb bereits 1904 im Alter von 105 Jahren!

*

* **Wer hat in der Ehe recht?** Meinungsverschiedenheiten lassen sich natürlich nicht aus der Welt schaffen und trotz aller gegenseitigen Liebe auch aus einer Ehe nicht. Sind nun beide Gatten nicht ohne Temperament, so können solche gegenteiligen Ansichten, wenn sie aufeinanderplatzen, zu unangenehmen Störungen des häuslichen Friedens führen, in der Seemannssprache ausgedrückt, bis zu Windstärke 12; sie vergiften und vergällen oft lange Zeit das Gemüt und machen einen nicht unerheblichen Teil des ohnehin nicht allzulangen Lebens beiden Gatten zur Hölle. Wie aber lassen sich solche ehelichen Zwischenfälle vermeiden? Hierfür gibt ein Leser in der Zeitschrift „Der Naturarzt" ein probates Mittel, gewissermaßen das Ei des Kolumbus, von dem er zugleich berichten kann, daß es sich in der eigenen Ehe aufs beste bewährt habe. Er hat sich nämlich mit seiner Frau zu folgendem **Vertrag** bekannt, der nun bis ans Lebensende eingehalten wird: „Haben wir beide gleiche Anschauungen oder Meinungen in irgendeiner Angelegenheit, so hat meine Frau immer recht; sind wir aber verschiedener Meinung, so habe ich immer recht." Eine Lösung, die auch einem Salomo Ehre gemacht hätte.

*

* **Eine verschüttete Kultur in Brasilien?** Vor einiger Zeit fand man im Innern von Brasilien, am Amazonenstrom verschüttete Ruinen, die auf eine uralte ehemalige Stadt hinzudeuten schienen. Da die Funde immer größeren Umfang annahmen, wurden mehrere Expeditionen ausgesandt, um nähere Feststellungen zu machen, und zwar von Nordamerika aus. Es wurde erkannt, daß in der Nähe von Bahia eine uralte Stadt verschüttet liegen müsse, die eine bewundernswerte Kulturhöhe gekannt haben muß. Da man außerdem Felsinschriften in einer unbekannten Sprache entdeckte und auch fand, daß bei den Eingeborenen eine alte Überlieferung bestand, wonach sie in uralter Zeit einmal von einer helläugigen Rasse beherrscht worden waren, nehmen viele amerikanische Forscher an, daß in Brasilien einmal eine alte Kultur bestanden hat, die in späterer Zeit untergegangen ist. Es ist bisher nicht gelungen, irgendetwas von den Felsinschriften zu entziffern. Viele von ihnen sind anscheinend in einer symbolischen Bildersprache gehalten ähnlich den Hieroglyphen. Besonders verdient gemacht um diese Entdeckungen hat sich der amerikanische Oberst Fewcett, der mit der Möglichkeit rechnet, daß wir es hier mit einer uralten Kolonie europäischer Völker, möglicherweise der Phönizier, zu tun haben. Doch lassen sich sichere historische Schlüsse aus den Funden natürlich noch nicht ziehen.

Lustige Rundschau



* **Eigenartige Sparsamkeit.** Frau von X. (zu einem neuen Mädchen): „Ich sehe sehr darauf, daß Sie sparsam sind." — „O, das bin ich. Die vorige Madame entließ mich nur deshalb." — „Wieso?" — „Nun, aus Sparsamkeit trug ich ihre Kleider." —

*

* **Ohne Sorge.** Reicher Bankier (zu seinem Sohne): „Es ärgert mich, wenn ich daran denke, daß all' mein sauer erworbenes Geld einmal in die Hände eines Verschwenders, wie du bist, übergeht." — Sohn: „Beruhige dich, es wird nicht allzu lange darin bleiben."

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.